

Arnd Pollmann

## Neid und Nivellierung

Geschichtsphilosophisches Lob auf ein unangenehmes Gefühl

„*Gleichheit am Anfang (Startgleichheit) kann man im Namen der Gerechtigkeit fordern, Gleichheit am Ende nur im Namen des Neides. Jedem das seine, fordert die Gerechtigkeit, jedem dasselbe der Neid.*“  
Alexander Rüstow

In der Einleitung zu seinen *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*<sup>1</sup> beklagt Georg Wilhelm Friedrich Hegel das undankbare Schicksal großer, welthistorischer Persönlichkeiten: Als „Geschäftsführer des Weltgeistes“ und ausgestattet mit einem sicheren Instinkt für das, „was an der Zeit ist“, täten diese ihr Bestes, um dem nach Freiheit strebenden Weltgeist auf die Sprünge zu helfen – doch nichts als der Neid der kleinmütigen Masse sei ihr Lohn. Wenn man, wie Hegel es mit Blick auf eben diese Masse unterstellte, selbst nur ein „psychologischer Kammerdiener“ ist und sich das eigene Tun in der Welt als wirkungslos erweist, dann wird sich das nagende Bedürfnis regen, alles Heroische und Emporragende in der Welt zu nivellieren, „es klein zu machen und einen Schaden an ihm zu finden“. Während sich der wahrhaft starke Mensch – der Heros – stets an dem freuen könne, was groß und erhaben ist, habe der schwache und unfreie den Drang, es abzuwerten, zu verleugnen und – am Ende gar – es aus dem Weg zu räumen. Gegenüber großen Persönlichkeiten vermag der Neid eine monstrosöse, nicht selten tödliche Destruktivität zu entfalten. Kurzum: *Der auf Freiheit drängende Held wird von vielen bis aufs Messer beneidet, kennt dafür aber selbst keinen Neid.*

Bekanntlich hatte Hegel geglaubt, im menschlichen Streben nach Freiheit das *Movens* der Geschichte ausmachen zu können. Jenen Persönlichkeiten, die dieses Prinzip auf herausragende Weise verkörpern, den „Herren“, wie Friedrich Nietzsche sie später nennen sollte, war

und ist der Neid der „Sklenen“ stets gewiß. Der damit angedeutete Zusammenhang zwischen einem historischen Entwicklungsprinzip und dem ätzenden Gefühl des Neides bleibt, wie sich im folgenden zeigen soll, auch dann noch geschichtsphilosophisch relevant, wenn wir – entgegen Hegel – zugestehen müssen, daß außer dem Freiheitsdrang auch andere zentrale Beweggründe des Menschen als Treibstoff historischer Entwicklungsprozesse in Frage kommen.<sup>2</sup>

Wäre die philosophische Spekulation über den mutmaßlichen Verlauf unserer Menschheitsgeschichte nicht so verpönt, wie sie es heute ist, so hätte sich längst bis zu ihr herumgesprochen, daß uns gegenwärtig – und zwar in direkter Konkurrenz zum Prinzip der Freiheit – wohl vor allem die Idee der *Gerechtigkeit* als geschichtsphilosophische Residualkategorie zur Verfügung steht. Obgleich diese nur zu oft als Befürworterin der Freiheit auftritt, haben wir es bei ihr zugleich auch mit deren Gegenspielerin zu tun. Verstehen wir unter Gerechtigkeit jenes Prinzip, aus dem sich die Regeln eines fairen sozialen Miteinanders ableiten lassen sollen, so setzen diese Regeln, spätestens seit dem *Leviathan* von Thomas Hobbes, der Freiheit des Einzelnen dort Grenzen, wo der Freierraum anderer in Gefahr gerät. So gilt die Gerechtigkeit zugleich als Ermöglichungsbedingung und Beschränkung unserer Freiheit.

Ohne das Verhältnis von Freiheit und Gerechtigkeit hier ausbuchstabieren zu können, liegt doch zunächst und aus geschichtsphilosophischer Perspektive die Vermutung nahe, daß der Kampf um Gerechtigkeit, d.h. um so etwas wie ein wohlgeordnetes Gemeinwesen, historisch ähnlich bedeutsam gewesen sein dürfte wie das menschliche Streben nach Freiheit. Darüber hinaus findet seit den Tagen Nietzsches der Verdacht reichlich Nahrung, daß die Gerechtigkeit – im Vergleich zur Freiheit – mit

dem Gefühl des Neides, das uns hier beschäftigen soll, auf noch viel greifbarere Weise verquickt ist: Die uns heute geläufige Idee der Gerechtigkeit, so lautet der inzwischen weit verbreitete Argwohn, basiere *als solche* auf Neid.<sup>3</sup>

Warum nun aber mit Hegel und dem Zusammenhang von Freiheit und Neid beginnen, wenn an dieser Stelle doch von Gerechtigkeit und Neid die Rede sein soll? Nun, weil im folgenden der Vermutung nachgegangen werden soll, daß es sich bei der Gerechtigkeit, im Gegensatz zur Freiheit, gerade umgekehrt verhält: *Der nach Gerechtigkeit strebende Mensch ist neidisch, wird dafür aber von niemandem beneidet.* Wenn dies tatsächlich zuträfe, dann käme dem Neid aus geschichtsphilosophischer Perspektive eine bislang noch weitgehend verkannte, durchaus anerkanntswerte Schlüsselrolle zu: Er wäre eben nicht nur ein Hemmschuh für die Freiheit, sondern zugleich auch Motor der Gerechtigkeit.

Ich will die Triftigkeit dieser Unterstellungen in drei Schritten zu überprüfen suchen. Zunächst sammle ich einige Anmerkungen zu einer Phänomenologie des Neides. Dabei wird erst einmal nichts daran zu rütteln sein: Aus Sicht der Betroffenen und Getroffenen ist und bleibt der Neid ein deprimierendes und feindseliges Gefühl (1). Tritt er zunächst eher temporär auf, muß er sich, um auf breiterer Basis soziale und historische Relevanz erlangen zu können, in einzelnen Individuen zu einer festen Charakterstruktur ausbauen. Hier wäre zwischen einem „Ressentimenttyp“ und dem „Rivalen“ zu unterscheiden (2). Beide dieser auf Neid beruhenden Charakterdispositionen, das soll abschließend deutlich werden, übernehmen unterschiedliche gesellschaftliche Reproduktionsfunktionen. Damit soll hier eine Art *gerechtigkeitstheoretische Gegenlektüre* angedeutet werden: Obwohl der Neid weit und breit als ein verpöntes Gefühl gilt und so unangenehm er sich auch auf Einzelne auswirken mag, für den Fortbestand und die Entwicklung unserer spätmodernen, kapitalistischen Wohlfahrtsstaaten ist er unersetzlich. Das im Untertitel angekündigte „Lob“ des Neides zielt demnach auf den Umstand, daß Menschen nicht selten aus den falschen Motivlagen heraus das soziohistorisch Richtige tun (3).

## 1. Zur Phänomenologie des Neides

Beginnen wir zunächst mit dem, was wir eine *neidlose* Person nennen würden. Sicher ist fraglich, ob es überhaupt ein menschliches Leben ganz ohne Neid geben kann oder ob es sich bei diesem Gefühl nicht eher um eine anthropologische Konstante handelt.<sup>4</sup> Aber selbst wenn dem so wäre, fände diese sich doch im Alltag offensichtlich mal stärker, mal weniger stark, mal nahezu kaum ausgebildet. Wir stoßen immer wieder auf Menschen, die auf fast befremdliche Weise mit dem zufrieden zu sein scheinen, was sie sind und was sie erreicht haben. Wie von einem naiven Selbstwertgefühl getragen, wirken sie „selbstbewußt“, von sich und ihrem Leben überzeugt. Nicht nur scheint ihnen nichts zu fehlen, sie sind sich zudem ihrer eigenen Grenzen bewußt und bereit, diese auch zu akzeptieren.

Ein solcher Mensch weiß, was ihm wichtig ist und wofür es sich anzustrengen lohnt. Die Unerreichbarkeit anderer wichtiger Dinge vermag ihn nicht aus der Fassung zu bringen. Außerdem erkennt er, daß der Wert selbst jener Objekte, Talente, Charaktereigenschaften, auf deren Besitz er stolz ist, niemals ganz frei von Ambivalenz ist: Man kennt die „Bürde“, die nur zu oft mit diesen Dingen – etwa einem Talent – verknüpft ist. Den Vergleich mit anderen braucht der Neidlose kaum zu scheuen, da sich auch deren etwaige Vorzüge niemals als völlig unproblematisch erweisen werden. Da er zudem selbst genügend Qualitäten besitzt, muß er jene Vorzüge der anderen auch nicht als Herabsetzung der eigenen Person ansehen. Er kann sie vielmehr schätzen lernen: als eine Bereicherung der Welt.

Der *Neider* hingegen hat von alledem nichts. Die ihn prägende und antreibende Empfindung ist stets das Ergebnis eines Vergleichs mit wenigstens einer anderen Person, bei dem der Neider, zumindest aus seiner Sicht, schlechter abzuschneiden scheint als der Beneidete. Es handelt sich dabei um jenen Affekt, mit dem wir auf die Entdeckung reagieren, daß eine andere Person etwas besitzt, das uns selbst in diesem Moment auf schmerzliche Weise zu fehlen scheint; eben irgendein Besitz, ein Talent, eine Charaktereigenschaft. Den Neider überkommt ein Gefühl der Inferiorität, der Minderwertigkeit, wenn ihm die neiderregende Person in ei-

ner für ihn wesentlichen Hinsicht voraus ist. Der „nagende“ Charakter des Neides beruht dabei auf mindestens einer der beiden folgenden Befürchtungen: Entweder kommt die Ahnung auf, daß, selbst wenn der Neider das geneidete Etwas zu erstreben versuchte, es ihm wahrscheinlich doch unerreichbar bliebe. Oder aber es stellt sich der schleichende Verdacht ein, daß, selbst wenn er es in den eigenen Besitz zu überführen vermochte, er es am Ende vielleicht gar nicht wirklich verdient hätte.

Nicht selten ist der Wunsch, in den Besitz eines geneideten Gutes zu kommen, derart stark, daß wir den irrigen Eindruck gewinnen können, der beneidete Andere habe es uns gestohlen.<sup>5</sup> Bereits hier stoßen wir auf das nur wenig zarte Erwachen eines Gerechtigkeitsempfindens: Die Illusion eines Diebstahls mag das Bedürfnis nach Satisfaktion auf den Plan rufen. Das bestehende Unrecht soll nach Art einer doppelten Verneinung aufgehoben werden, indem, wie John Stuart Mill sagt, „Übles mit Üblem“ quittiert und verrechnet wird – der Gerechtigkeitssinn folgt dem Vergeltungstrieb.<sup>6</sup> Die Palette der Empfindungen dem Neiderreger gegenüber reicht dann von einem eher harmlosen „nicht-gönnen-Können“ über Mißgunst bis hin zu Aggressionen und offenem Haß. Im Phantasma einer Wiedergutmachung, die tendenziell feindselig ist, klingt „gerecht“ dann wie „gerächt“; so Nietzsches Zarathustra.<sup>7</sup>

Das destruktive Potential des Neides wird besonders dort markant, wo der Neider die Zerstörung des geneideten Gutes beim Anderen herbeisehnt. Ja, für den wahrhaft Neidischen scheint dieser Wunsch noch sehr viel stärker ausgeprägt zu sein als das Bedürfnis, selbst in den Besitz der Sache zu kommen. Wichtig ist, daß die andere Person dieses Gut unbedingt einbüßt, selbst wenn es die völlige Vernichtung der Sache bedeutete. Es geht dem mißgünstigen Neider also vor allem darum, den beneideten Anderen auf das eigene, mutmaßlich niedrigere Niveau herabzuziehen, um endlich das ihn plagende Gefühl der Minderwertigkeit loszuwerden. Der Schmerz des Anderen soll den eigenen sühnen und zu einer Gleichstellung beider im Leiden führen. Die antizipierte Schadenfreude beim Anblick imaginärer Zerstörung ist wahrscheinlich der einzig verbliebene Lustgewinn des Neiders.

Somit ist der Neid sowohl als Ausdruck ei-

nes schwachen – oder zumindest geschwächten – Selbstbildes zu deuten, wie auch als Haltung einer mal mehr, mal weniger offenen Feindschaft. Besonders grausam ist der Neid dort, wo er sich nicht auf einen bestimmten Besitz oder auf einzelne Eigenschaften einer Person bezieht, sondern auf deren gesamte Existenz; wo er also zum *Existenzneid* wird. Schon das bloße Dasein des Anderen wird hier als Vorwurf der eigenen Unterlegenheit gedeutet. Am liebsten würde man den überragenden Menschen ganz einfach beseitigen – erinnert sei an das Schicksal von Hegels Heroen –, damit Wettkampfbedingungen herrschen, in die es sich wieder einzutreten lohnt.

Nun muß sich aber – angesichts dieser permanenten Konkurrenzsituation – der Neid nicht immer nur als destruktiv erweisen. Wenn der Neider zu spüren beginnt, daß der ihn ständig frustrierende Abgleich und seine unentwegte Grübelelei über die eigene Unzulänglichkeit zu nichts als deprimierenden Gefühlen führen, mag er sich aus dieser lähmenden Passivität aufzuschwingen suchen und von nun an nach der nahezu umgekehrten Strategie verfahren: Dann wird das „Ich will es auch haben“ in den Vordergrund gerückt und es erwacht der Wunsch, den eigenen Neid produktiv zu wenden, d.h. den anderen „auszustechen“, wenigstens aber mit ihm gleichzuziehen. Jeder erreichbare Abstand soll aufgeholt und einkassiert werden (tatsächlich werden nur selten wirklich unerreichbare Abstände geneidet) in der Hoffnung, das eigene inferiore Selbst aufzuwerten, anstatt den Anderen unentwegt auf imaginäre Weise deklassieren zu müssen.

Ist dieser eher produktive Umgang mit dem Neid jenem oben beschriebenen destruktiven Verhaltenstypus auf spiegelbildliche Weise entgegengesetzt, so resultieren daraus jeweils unterschiedliche Neid-Charaktertypen, von denen gleich die Rede sein soll. Zuvor scheint aber noch eine begriffliche Abgrenzung des Neidphänomens angebracht: Der Neid sollte stets von jenem ihm verwandten Gefühl der *Eifersucht* unterschieden werden, mit dem er so häufig verwechselt wird. Die Eifersucht ist insofern ein komplexeres Gefühlsphänomen, als sie den Neid bereits umfaßt. Von Eifersucht sollte man lediglich dann sprechen, wenn eine dritte Person sowie ein vierter Affekt hinzutreten; gemeint ist neben dem Neid, welcher Minder-

wertigkeitsgefühle sowie vielfältige Aggressionen immer schon beinhaltet, die *Verlustangst*.

Eifersucht entsteht, wenn uns eine dritte Person den geliebten Partner (oder auch nur einen Freund oder ein Familienmitglied) streitig zu machen sucht. Ja, wenn es so scheint, als habe er diese uns nahestehende Person im Grunde bereits erobert. Wenn sich dann in uns eine Art moralischer Rechtsanspruch auf Exklusivität regt, führen die Gefahr eines Verlustes der uns nahestehenden Person und die Aussicht auf ein künftiges Ausgeschlossenensein aus diesem neu entstehenden Binnenverhältnis dazu, daß wir a) neidisch werden, da nun ein anderer in den Besitz des begehrten „Objektes“ zu gelangen scheint, wir uns b) minderwertig fühlen, weil wir dabei offenbar den kürzeren ziehen, sich c) Aggressivität einstellt, die signalisieren soll, daß wir dies nicht einfach hinzunehmen gedenken, und uns schließlich d) die Angst packt, schon bald ohne die geliebte Person existieren zu müssen; wenn das Leben dann überhaupt noch lebenswert erscheint.

So ist demnach das Gut, der Besitz, um den es bei der Eifersucht geht und dessen drohende Einbuße von uns angstvoll durchlitten wird, immer: eine Person. Alles dreht sich um den realen oder bislang bloß phantasierten Verlust eines für uns wichtigen Menschen an einen dritten. Auf den Besitz von Wertgegenständen oder Talenten sind wir dagegen nicht „eifersüchtig“. So zu reden, wäre ungenau. Wir sind schlicht neidisch. Insofern also sind Eifersucht und Neid zu unterscheiden.

## 2. Neid als Charakterstruktur: Ressentiment und Rivalität

Wenn der Neidaffekt häufiger auftritt, sich wiederholt, wenn er nicht verarbeitet oder gar verdrängt wird, kann er sich zu einer prägnanten Charakterstruktur ausbauen. Wir haben es dann nicht mehr bloß mit einer singulären Gemütsregung, auch nicht mit nur einer persönlichen Eigenschaft neben anderen zu tun, vielmehr sind wir in diesen Fällen mit einer tiefsitzenden, umfassenden, beinahe die gesamte Persönlichkeit eines Menschen dominierenden Selbst- und Weltsicht konfrontiert. Eine alles einfärbende „Neidoptik“ (Schoeck) greift um sich. Das unangenehme Gefühl wird chronisch.

Der Ablauf der Genese von sogenannten Neidbiographien ist umstritten. Klar scheint nur, daß deren Beginn lebensgeschichtlich weit zurückdatiert werden muß.<sup>8</sup> Die eher orthodoxe Psychoanalyse in der Folge Sigmund Freuds sieht im Geschwisterneid das Vorbild aller späteren neidbehafteten Feindseligkeiten. Auch der sogenannte Penisneid<sup>9</sup> wird für das Gefühl, „zu kurz gekommen“ zu sein, mitverantwortlich gemacht. Neuere psychoanalytische Ansätze, wie etwa der von Melanie Klein, führen den Neid auf ein früh gestörtes Ernährungsverhältnis zwischen dem Säugling und der Mutterbrust zurück. Andere entwicklungspsychologische Theorien halten frühkindliche Anerkennungspathologien und Erfahrungen emotionaler Deprivation für ursächlich. Aus humanbiologischer Sicht schließlich können auch genetische Prädispositionen im Spiel sein.

In jedem Fall aber handelt es sich beim Neidcharakter um das Ergebnis eines wiederholten Nach- und Durchlebens jener oben beschriebenen emotionalen Reaktionen auf den vermeintlichen Vorsprung anderer. Durch die Perpetuierung dieser Affekte erhält der Neid eine Vertiefung und Verankerung in den Kern der jeweiligen Persönlichkeit. Als eine auf Dauer gestellte Mißgunst hat er dann die Eigenschaft, „frei flottierend“ zu werden, wie es im zeitgenössischen Psychotalk oft heißt: Der Neid löst sich allmählich ab von den ursprünglichen Erinnerungen an jene Menschen und Situationen, bei denen er einst entstanden sein mag, und beginnt überzuspringen zu x-beliebigen anderen Personen und Gegebenheiten, an deren Erinnerung er sich dann erneut heftet, usw. Das autobiographische Resultat dieses Vorgangs ist eine zunehmende Verdrängung der Erinnerung an die ursprünglichen Konflikte und damit die Verschüttung der originären Gemütsgenese.

Wie bereits angedeutet, kann sich der Neid auf mindestens zweierlei Weise äußern: Einmal als passives und destruktives Grollen, ein andermal als eher aktives und produktives Aufholbedürfnis. Zum Charakterprinzip geronnen, können wir im ersten Fall von „Ressentiment“, im zweiten Fall von „Rivalität“ sprechen.<sup>10</sup>

Das *Ressentiment*, jene von Friedrich Nietzsche und Max Scheler so hinlänglich diskreditierte, grollende Abneigung, die der vermeintlich Schwächere gegenüber dem Stärkeren hegt, entsteht durch die systematische Verdrängung

und Hemmung von Neid. Letzterer wäre vermutlich gar nicht so bedenklich, wenn er sich ab und zu entladen könnte. Der Ressentimenttyp jedoch läßt diese Abfuhr nicht zu, er unterdrückt das an ihm nagende Gefühl, sobald er es in sich aufkommen spürt. Der Grund für diese stete Zurückdrängung seiner Gemütsregungen, für die Hemmung, sie auszuleben, ist ein tief-sitzendes Gefühl von Ohnmacht und Unvermögen, Feigheit und Angst. Zunächst scheint er die ersehnte aggressive Gegenwehr nur vertagen zu wollen, letztlich aber bleibt sie ganz aus.

Das sich ihm Neid bahnbrechende Minderwertigkeitsgefühl läßt den Ressentimenttyp passiv werden. Er vermag es nicht, gegen das Gefühl der Ohnmacht anzukämpfen. Statt, wie der nachfolgende Rivale, mit der Anstrengung zu beginnen, gleichzuziehen, wählt der zu kurz Gekommene einen anderen Weg: Er verdrängt den Besitz destruktiver Gefühle als solchen und beginnt mit einer „Umwertung der Werte“ – mit der verleumderischen Herabsetzung all dessen, was er neidet, und der diffamierenden Nivellierung aller quälenden Unterschiede.<sup>11</sup>

Nun ist diese Umwertung jedoch nicht, wie Nietzsche meinte, Schöpfung gänzlich neuer Werte. Sie folgt lediglich einer entschiedenen, schroffen Anti-Haltung: Weil mir das, was ich einst für wichtig hielt, unerreichbar geblieben ist, beginne ich damit, mir einzureden, daß es in Wirklichkeit gar nicht wichtig war. Ja, vielmehr wird von nun an genau der entgegengesetzte Wert bejaht und gepriesen, nicht weil dieser plötzlich tatsächlich wertvoll wäre, sondern allein, um den alten und versäumten Wert zu diskreditieren. So mag dann etwa ein Lob der Armut auf die „Einsicht“ folgen, daß Reichtum unglücklich macht.

Empirisch können die mit solchen Neubewertungen behaupteten Sachverhalte ja durchaus zutreffen – vielleicht macht Reichtum wirklich unglücklich – doch handelt es sich im individuellen Fall zumeist nur um eine mehr oder weniger gezielte Selbsttäuschung: um die Weigerung, den einstigen Wertekatalog noch einmal aufzuschlagen. Der von nun an nach außen nörglerisch bis unerbittlich auftretende Ressentimenttyp leidet im Innern an einer „seelischen Selbstvergiftung“ (Scheler). Die Verdrängung nämlich gelingt so gut wie nie auf ganz perfekte Weise. Meistens bleibt eine schmerzliche Ambivalenz, eine zehrende Wehmut zurück.

Bei aller Rigorosität auf der rhetorischen Oberfläche: Die alten Werte schimmern durch die Seiten seines neuen Wertekataloges – wie durch Pauspapier.

Anders der *Rivale*. Wenn der Neider wittert, daß sein selbstmitleidiges Suhlen im Gefühl, zu kurz gekommen zu sein, Fäulnis statt Frische bringt, kann ein wertvermehrendes Konkurrenzverhalten einsetzen: eben jene Rivalität, die das Prinzip des „auch-haben-Wollens“ umsetzt. Geschwister kämpfen um die Gunst der Eltern, Wissenschaftler um den Zugriff auf Drittmittel-Töpfe<sup>12</sup>, Großunternehmer um die Hoheit auf dem Markt. Etymologisch gesehen, ist der Rivale ein „Kanalnachbar“ (lat. *rivalis* = zum Bach bzw. Kanal gehörend): jemand, der mit anderem um das Recht auf Nutzung eines Wasserlaufs streitet. Das Gewässer, an dem wir den Rivalen heute dann auch zumeist antreffen, wird *Geldfluß* oder *Kapitalstrom* genannt. Der durch die Verheißung von Eigentum angestachelte Neid, das erkannte bereits Jean-Jacques Rousseau<sup>13</sup> in aller Schärfe, ist Schmiermittel jenes groß angelegten Konkurrenzsystems, das wir den „Kapitalismus“ nennen. Wir kommen darauf zurück.

Im Vergleich zum Ressentimenttyp scheint der Rivale in seinem Selbstverhältnis etwas weniger beeinträchtigt zu sein, ist er doch wenigstens handlungsfähig geblieben. Er faßt den Entschluß, die persönlichen Wettbewerbsnachteile auszugleichen, Standortpolitik in eigener Sache zu betreiben. Es läge sogar nahe, die Rivalität als einen ersten Ausbruch aus dem Neid zu deuten, käme es nicht immer wieder vor, daß sich der *strukturell* unzufriedene Rivale sofort neue Ziele setzte, sobald er die alten erreicht hat. Das „mehr Sein“ oder „mehr Bedeuten“, um das es dem Rivalen geht, ist nicht nur Mittel zum Zweck. Es wird zu einem sich verselbständigenden Prinzip allen Strebens, hinter das der eigentliche Wert des jeweils geneideten Besitzes zurücktritt. Es geht darum, Abstand aufzuholen, oder besser noch: den beneideten Anderen auszubooten – ganz gleich wie und worum es sich handelt. Insofern ist das Prinzip der Rivalität inhaltsleer und grenzenlos.<sup>14</sup> Dort, wo es chronisch geworden ist, kann es zwar durchaus als produktive Wendung des Neides gedeutet werden, nicht aber schon als dessen Überwindung.

Beiden Charaktertypen gemeinsam ist das

Bestreben, ihre individuell wie sozial nur schwer verdauliche Leidenschaft, den Neid, durch gezielte Rhetorik zu maskieren. Der Neider ist nicht zu beneiden: Nicht nur zehrt das Seelengift an den eigenen Kräften und Nerven, auch im sozialen Kontakt erweist er sich, sobald er offen auftritt, als unverträglich. Er wird in der Regel gemieden, so daß er versuchen wird, durch „Ideologiebildung“ weitere schmerzhaftes Sanktionen zu vermeiden. Er beginnt mit einer Strategie der „Entneidung“ (Schoeck): Das ätzende Gefühl wird erträglich gemacht, indem es „rationalisiert“, verklärt und damit weggedeutet wird.

Sehen wir einmal ab von der theologischen Rechtfertigung unterschiedlicher menschlicher Ausstattungen als Ausdruck eines göttlichen Plans, so stoßen wir heute beim Ressentimenttyp und dem Rivalen auf jeweils typische, eher säkulare Weltansichten. Zwar führen beide, wie sich zeigen wird, die „Gerechtigkeit“ im Schilde, doch tun sie dies auf je eigentümliche Weise: Wenn der Neid auf einen Ausgleich von Niveau-Unterschieden zielt, so kann er dies nämlich in zwei verschiedene Richtungen tun.

Das Programm des Ressentimenttyps ließe sich wohl am ehesten auf das folgende Motto bringen: „Gerechtigkeit – oder die Welt möge vergehen“. Was für eine Art von Gerechtigkeit wird hier auf so unerbittliche Weise gefordert, daß der Ressentimenttyp lieber den Jüngsten Tag herbeisehnt, als den eigenen Rückstand noch länger ertragen zu müssen? Ganz offensichtlich jene, die wir „Egalitarismus“ nennen. Es ist die Idee der *Gleichheit*, um die es dabei geht – allerdings in einer spezifischen, schlecht verstandenen Version: Müssen wir zugestehen, daß wohl jede moderne Moralvorstellung zumindest auf einer Idee der Chancengleichheit oder gleicher Rechte und gleicher Achtung beruhen dürfte, so geht es hier – darüber hinaus – um ein fetischisierendes Programm der *Gleichmacherei*, mit dem geleugnet wird, daß gegebene Unterschiede im Lebensniveau überhaupt jemals gerechtfertigt werden können.<sup>15</sup> Der Ressentimenttyp fordert typischerweise: Der Höherstehende muß erniedrigt und auf das eigene Niveau herabgezogen werden. Dann erst, so scheint es, wird dem Neider das seine erträglich. Der Gerechtigkeitssinn des Ressentimenttyps strebt demnach eine *Nivellierung nach unten* an.

Die Weltanschauung des Rivalen dagegen

tendiert zum Neoliberalismus. Das mag zunächst seltsam anmuten, scheint es doch unwahrscheinlich, daß der vermeintlich Schwächere ein Recht des Stärkeren einklagt. Verständlich wird diese ideologische Nähe jedoch, wenn klar wird, daß es beim neoliberalen Gedankengut nicht um naturbedingte Vorteile, sondern um eine Überlegenheit geht, die man sich erkämpfen haben muß. Es regiert das Gesetz, eben nicht des Stärkeren, sondern des Tüchtigeren. Natürliche Niveau-Unterschiede werden dann entweder geleugnet – „Menschen haben alle die gleichen Fähigkeiten, das gleiche Vermögen“ – oder aber zugestanden, zugleich jedoch als illegitim, weil unverdient, gebrandmarkt. Allein jene Vorteile zählen noch, die man sich im Schweiß seines Angesichts selbst erarbeitet hat. Im Kampfe aller gegen alle, der uns zu einem prinzipiellen Mißtrauen unseren Mitmenschen gegenüber verpflichtet, können und sollten wir weder auf den freiwilligen Verzicht der Besserverdienenden, noch auf politische Umverteilungsprogramme hoffen. Es gilt vielmehr, aus der eigenen Not eine Tugend zu machen und endlich jene Leistungen zu erbringen, die auch uns einen legitimen Anspruch auf ein saftiges Stück vom großen Kuchen sichern sollen. Der Rivale verfolgt demnach das Prinzip einer fairen Verteilung allein nach dem *Leistungsprinzip*. Es geht ihm dabei um eine, nämlich seine, *Nivellierung nach oben*.

Mit Blick auf die zu Anfang formulierte These, der nach Gerechtigkeit strebende Mensch sei neidisch, führt dies nun aber zu ersten Entschärfungen. Nicht behauptet sein soll hiermit, was zu behaupten Irrsinn wäre: daß *jede* Gerechtigkeitsforderung auf Neid beruht. Es kann keineswegs ausgeschlossen werden, daß auch andere Gefühle, Motive, Überzeugungen oder auch Tugenden im Spiel sind; z.B. Nächstenliebe oder Mitleid, Edelmütigkeit oder die Einsicht in das kantische – oder sonst irgendein – Sittengesetz. Und auch eine weitere Vorsicht ist geboten: Die Ansicht, daß, wenn es um Gerechtigkeit geht, Neid im Spiel ist, kann selbst auf ein verkommenes Moralbewußtsein hinweisen, wenn es sich dabei nämlich um einen von potentiellen Neiderregern unternommenen Angriff nach vorn handelt, der dem Vorwurf ausweichen soll, von ungerechten Zuständen zu profitieren.

An dieser Stelle sollen allein jene diskursi-

ven Zusammenhänge in den Blick kommen, in denen eine moralische Rhetorik der Gerechtigkeit tatsächlich bloß Tarnung ist; eine Tarnung, die tiefer liegenden Neid sozialverträglich maskieren soll. Wir stoßen dabei auf einen gewissermaßen pervertierten Gerechtigkeitsinn, der eine umfassendere Idee von Gerechtigkeit zu verkürzen scheint. Beide Male handelt es sich um ein Projekt der Nivellierung: im Falle des Ressentimenttyps um den Egalitarismus einer nach unten orientierten Gleichmacherei, im Falle des Rivalen um eine nach oben gerichtete Umverteilung allein nach dem Leistungsprinzip. Man könnte diesen Zusammenhang auf die knappe beschäftigungspolitische Formel bringen: Der Ressentimenttyp wird dogmatischer Sozialkritiker, der Rivale dagegen wird Unternehmer (damit ist die Trennung von Kapital und Geist vollzogen).

### 3. Die soziale Dynamik des Neides

Auch Freud hatte in seiner berühmten Schrift *Massenpsychologie und Ich-Analyse*<sup>16</sup> die Ansicht zu umreißen versucht, daß der ursprünglich familiär bedingte Geschwisterneid mit der Zeit zu einem Gefühl für soziale Gerechtigkeit, ja zum Gefühl für Sozialität überhaupt sublimiert werden kann. Hat sich die eigene Feindseligkeit als hinreichend kontraproduktiv erwiesen, mag sich der Neider im Angesicht eines anderen Neiders als auf ähnliche Weise benachteiligt erkennen. Solche Identifikation kann dann zum Ansinnen des zusammenhalten-Müssens, zur Solidarität der Unterprivilegierten führen. So vermag der Neid allmählich in so etwas wie „soziale Bewegung“ zu münden.

Wenn sich nun aber Ressentimenttypen mit Ressentimenttypen zusammentun, so führt dies zu einer ganz anderen sozialen Formation, als wenn Rivalen auf Rivalen treffen. Der neidgeladene Zusammenschluß von Ressentimenttypen – deren „Zusammenrottung“, wie Max Scheler geringschätzig sagt – folgt dabei zualterererst einer Strategie der Entlastung: „Die anderen sind genauso schlecht (dran) wie ich“. Für so manchen *Verdamnten dieser Erde*<sup>17</sup> heißt es dann: Nörgeln und einen gemeinsamen Appell an das schlechte Gewissen der sozial Höherstehenden richten. Niemand aus der Gruppe tut sich mehr hervor. Man ist sogar

bereit, sich selbst noch vieles zu verbieten, damit auch andere darauf verzichten oder sich dieses nicht mehr zu fordern trauen.

Die Rivalen dagegen brauchen ein gesellschaftlich institutionalisiertes Konkurrenzsystem, in dem sie sich ausleben können. Landen sie nicht beim Sport, so bietet ihnen wohl am ehesten das kapitalistische Wirtschaftssystem den geeigneten Nährboden für ihr neidbehaftetes Aufholbedürfnis. Jede soziale und ökonomische Position wird zu einer bloßen Durchgangsstation auf der allgemeinen Jagd. Akkumulation wird zum Fetisch. Der Gebrauchswert der von Rivalen gehandelten Waren verschwindet fast vollständig hinter deren Tauschwert. Man neigt zu einer Askese, die nicht mehr – wie im ursprünglich religiösen Sinn – die lustbetonte Zufriedenheit mit einem Minimum an Besitz ermöglichen soll. Sie ist allein noch Versagung um der endlosen Anhäufung willen.

Sind das Ressentiment und die Rivalität zunächst nur zwei psychohygienische Verfahren, mit dem eigenen Neid fertig zu werden, übernehmen sie, sobald sie zu soziohistorischen Strömungen werden, unterschiedliche gesellschaftliche Reproduktionsfunktionen. Gemeinsam ist zunächst beiden, daß der mit ihnen auf je spezifische Weise verbundene Anspruch auf Gerechtigkeit geronnene Verteilungsverhältnisse in Bewegung zu bringen sucht. Die zumeist rigorose Gesellschaftskritik des Ressentimenttyps vermag dabei als soziale Warngeste zu fungieren: Wie Nietzsche gezeigt hat, schaffen es die zu kurz Gekommenen mit der Zeit, denen, die besser abgeschnitten haben, ein schlechtes Gewissen einzupflanzen; ein Gewissen, das diese zur Bescheidenheit, oft sogar zu einem neidvermeidenden Konformismus zwingt.

Das kann selbst den unter dem Neid anderer leidenden Menschen dazu bringen, sich eine egalitäre Gesellschaft zu wünschen, in der sein Schuldgefühl, überlegen zu sein, abgeschwächt wäre. Dieses Schuldgefühl ist, wie das Ressentiment, Antwort auf den Vergleich; allerdings die Antwort desjenigen, der sich als überlegen und neiderregend erweist. Die gerechte Gesellschaft, so glaubt dieser fälschlich, wäre eine Gesellschaft ohne Neider – und entsprechend: ohne Zielscheibe für den Neider. Dies vermag zu erklären, warum sich häufig auch solche Per-

sönlichkeiten zu egalitären Bewegungen bekennen oder sich gar an ihnen beteiligen, die selbst eigentlich eine eher privilegierte gesellschaftliche Position innehaben.<sup>18</sup>

Auf den ersten Blick mag es so aussehen, als müßten sich diese ressentimentgeladenen Vorgänge durchweg entwicklungs hemmend auswirken. Der neoliberale Mainstream spricht hier gerne von einer den wirtschaftlichen Leistungswillen lähmenden „Neidfalle“<sup>19</sup> (was durchaus auch als eine Kritik des Rivalen an seinem Spiegelbild, dem Ressentimenttyp, zu deuten wäre). Dennoch erfüllt das Ressentiment eine wichtige gesellschaftliche Funktion: Die Kritik verhindert es, daß die gesellschaftlichen Macht- und Einkommensunterschiede derart anwachsen, daß sie sich in revolutionären Bewegungen entladen müssen. So feindselig sie sich geriert, letztlich sichert die Ressentimentkritik den sozialen Frieden: Nivellierung bringt Entspannung. Zudem ist es nur zu oft kennzeichnend für das Ressentiment, daß es, so Scheler, gar nicht ernstlich „will“, was es zu wollen vorgibt. Die als mißlich empfundenen Zustände sollen sich gar nicht fundamental ändern, weil dem Neider dadurch die – wenn auch fragwürdige – Lust der Negation abhanden käme. Selbst hat der Ressentimenttyp dann auch zumeist äußerste Scheu vor der Macht. Man wird sowohl auf der politischen Linken wie auf der Rechten hinreichend viele solcher „ewig Unzufriedener“ finden.

Auch der Rivale bewirkt eine Zerstreung und Zähmung von Macht und Reichtum. Indem sein Aufholbedürfnis auf eine Zerstückelung des großen Kuchens und eine strikt dem Leistungsprinzip verpflichtete Umverteilung zielt, attackiert er die Konzentration bloß tradierten Besitzes oder scheinbar naturwüchsigen Eigentums. Das Erbrecht ist sein größter Feind. Die Steuerprogression ein probates Mittel. Die Polizei sein Freund und Helfer, weil sie den kriminellen Erwerb von Eigentum eindämmt. Der grenzenlose Akkumulationstrieb des Rivalen, gepaart mit seinem Zwang zur Askese, treibt die Kapitalisierung sämtlicher gesellschaftlicher Bereiche voran. Je größer die herrschende Rivalität unter den Wirtschaftssubjekten bei gleichzeitiger ideologischer Verbrämung des tieferliegenden Neides, desto größer das gesamtgesellschaftliche Wachstum.<sup>20</sup>

Zusammenfassend ließe sich aus der hier an-

gedeuteten gesellschaftlichen Dynamik des Neides eine doppelte soziohistorische These ableiten: Während die steigende Rivalität den Siegeszug des Kapitalismus vorantreibt, indem der sich darin bahnbrechende Wunsch, mit anderen gleich zu ziehen, zum rastlosen Selbstzweck verkommt, führt das vermehrte Ressentimentaufkommen zeitgleich zur endgültigen Stilllegung des Klassenkampfes; nicht zuletzt, weil sich die Aggressivität der Benachteiligten zunehmend in und gegen deren eigenes Inneres kehrt und damit nach außen hin ohnmächtig bleibt. Übernimmt der Rivale somit die reproduktive Funktion grenzenloser Akkumulation sozialen, kulturellen und ökonomischen Kapitals, so fällt dem Ressentimenttyp die eher stabilisierende Rolle zu, durch seine unentwegte Mäkelei längerfristig für einen Spannungsausgleich zu sorgen und doch letztlich das eigene „Schicksal“ fatalistisch hinzunehmen.

Wollte man diesen soziologischen Zusammenhang in psychoanalytische Begriffe fassen, so würde man, das sei hier nur kurz angedeutet, auf ein kulturell bedeutsames Zusammenspiel zweier psychopathologischer Krankheitsbilder stoßen: Während nämlich der Rivale der Tendenz nach ein *Narzißt* ist, der seine innere Leere mit immer neuen rastlosen Aktivitäten jeglicher Art auszufüllen sucht, haben wir es beim Ressentimenttyp zumeist mit einem *Depressiven* zu tun, der darüber verzweifelt, daß „mir so vieles möglich wäre, wenn ich nur meinen Arsch hochkriegen würde“.<sup>21</sup> Der ressentimentgeladene Egalitarismus der Gleichmacherei, so liebe sich demnach behaupten, ist eine latent depressive Forderung, dagegen tendiert das vom Rivalen proklamierte Leistungsprinzip zu einem psychopathologischen Narzißmus.

Wurde von verschiedener Seite darauf verwiesen, daß es im Zuge des 20. Jahrhunderts innerhalb der westlichen Welt zu einer frapierenden Zunahme dieser beiden Krankheitsbilder gekommen ist<sup>22</sup>, so stellt sich dann auch angesichts der sozialen Neidproblematik die Frage, ob diese in der jüngeren Vergangenheit eine neue Qualität angenommen hat. Dazu nur soviel: In traditionellen Gesellschaften, in denen der Tellerrand der zugehörigen Schicht die gottgegebene Budgetgrenze sozialen und ökonomischen Eigenkapitals markierte, muß jedes neidische Lügen über diesen Tellerrand hinweg den meisten Menschen schlicht sinnlos



vorgekommen sein. Hier galt: Wollen impliziert Können. Das Vorrücken aus dem gesellschaftlich zugewiesenen Rang in die vorderen Reihen des Parketts erschien in den meisten Fällen ganz einfach illusorisch. Neid gedeiht vornehmlich dort – darauf hat so mancher Interpret verwiesen –, wo letztlich doch *vergleichbare* Lebensumstände vorliegen; etwa innerhalb ein und derselben Schicht bzw. Klasse und nicht so sehr über deren Grenzen hinweg. Demzufolge dürfte – zumindest in schichtenübergreifender Hinsicht – das in traditionellen Gesellschaften vorfindliche Neidaufkommen vergleichsweise gering gewesen sein.

Anders in den demokratisch-egalitären Rechtsstaaten unserer Tage: Mit der sich im Zuge der Moderne durchsetzenden Idee moralischer Universalität, d.h. gleicher Rechte für alle, beginnt sich immer deutlicher ein Referenzrahmen abzuzeichnen, innerhalb dessen das Gefühl, zu kurz gekommen zu sein, breitwirksam zu Bewußtsein kommen *muß*. Wenn doch alle den gleichen Anspruch auf Recht und Gerechtigkeit anmelden dürfen, dann werden faktische Unterschiede innerhalb des sozialen Machtgefüges und des ökonomischen Verteilungssystems zunehmend untragbar und illegitim. So liegt die Vermutung nahe, daß sich die soziale Neidproblematik mit den modernen Gerechtigkeitsdiskursen verschärft hat und noch weiter verschärfen wird.

An diesem Punkt beginnen sich die Umriss einer Gegenlektüre zu all jenen zeitgenössischen Diskursen innerhalb der Politischen Philosophie und der Moralphilosophie abzuzeichnen, in denen die Idee der Gerechtigkeit im Mittelpunkt steht. Noch einmal sei an das eben gemachte Zugeständnis erinnert, daß Gerechtigkeitsansprüche durchaus auch auf anderen Motiven, nicht immer nur auf Neid beruhen müssen. Dennoch ist es eine unerledigte Aufgabe, in den diesbezüglichen Debatten unserer Tage – seien diese nun kantianisch, diskurs-ethisch oder auch utilitaristisch ausgerichtet – diejenigen Anteile aufzuspüren, die auf Neid hinweisen mögen.

Dieser Aufweis bräuchte dann allerdings nicht gleich die völlige Diskreditierung solcher Ansätze zu bedeuten. Vielleicht stellt sich sogar heraus, daß der Neid gar nicht so verwerflich ist, wie er so oft erscheint. Hier sollte angedeutet werden, daß er ein notwendiges soziales

Korrektiv und Schmiermittel historischer Prozesse sein kann. Dem Neid gebührt also ein gewisses Lob: Ohne ihn wäre so etwas wie ein geordnetes Gemeinschaftsleben und dessen friedliche Fortentwicklung wahrscheinlich gar nicht denkbar. Vermutlich gibt es am Ende gar so etwas wie einen *legitimen* Neid: Die Empörung angesichts schreiender Ungerechtigkeiten erscheint uns nur zu oft vollkommen angebracht, selbst wenn sie einmal auf Neid beruhen sollte. Wenn daraus ein gesellschaftspolitisches Engagement erwächst, dann ist *prima facie* gar nicht einzusehen, warum man sich dabei weniger gerechtfertigt fühlen sollte, als wenn die entsprechende Aktivität etwa durch Freiheitsdrang, die Erfahrung politisch-rechtlicher Benachteiligung oder andere Defizite an Anerkennung motiviert wäre. Kurzum: Die Frage, ob ein bestimmter Neid legitim ist oder nicht, scheint allein daran zu hängen, ob die vom Neider vertretenen *Ansprüche* legitim sind. Die für diese Entscheidung benötigten Kriterien ergeben sich jedoch – in gewisser Weise unabhängig von der Welt „profaner“ Leidenschaften – aus einer Praxis theoretischer und gesellschaftspolitischer Deliberation. Der Neid als solcher vermag Gerechtigkeitsansprüche weder zu diskreditieren noch zu legitimieren.

Selbst wenn der Neid aus ethischer Perspektive einem glücklichen Leben abträglich erscheint und er zudem in moralischer Hinsicht zersetzend wirkt, der soziohistorische Blickwinkel entlarvt ihn schlicht als notwendig und unumgänglich. Auch in diesem Zusammenhang behält Hegels Wort von der „Schlachtbank der Geschichte“ recht: Es sind die individuellen Leidenschaften der Menschen – und darunter eben auch und vor allem der Neid –, die in ihrem nur zu oft feindseligen Aufeinanderprallen erbarmungslos wirken und Opfer fordern können, aber eben nur so die Menschheitsgeschichte voranzutreiben vermögen.

Apropos Hegel: Kommen wir am Ende noch einmal auf die geschichtsphilosophische Dialektik von Freiheit und Gerechtigkeit zu sprechen. Man muß es wohl zur Kenntnis nehmen: Solange Menschen nach Freiheit *und* Gerechtigkeit streben, wird weder ein Leben in völliger Freiheit noch eines der absoluten Gerechtigkeit je Wirklichkeit werden. Solange aber jene Leidenschaften, die sie antreiben, noch am Werke sind und letztlich unbefriedigt bleiben,

wird immer auch der Neid Vehikel der Geschichte sein. So wäre die Historie also, nur um am Ende noch einmal Korrekturen an Hegel anzubringen, immer auch „Fortschritt im Bewußtsein des Neides“.

## Anmerkungen

- 1 G. W. F. Hegel, *Werke*, Bd. 12, Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1997, S. 44-49. – Ich danke dem Mittwochs-Kolloquium und Nina Hermann für wertvolle Hinweise.
- 2 Man denke hier nur an das so oft zitierte Trio: Ehrsucht, Herrschsucht, Habsucht. Dazu insgesamt: Albert O. Hirschman, *Leidenschaften und Interessen*, Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1980.
- 3 Am anregendsten erscheint mir immer noch die Lektüre der Standardwerke von Helmut Schoeck, *Der Neid*, München/Wien (Herbig) 1980; und Max Scheler, *Das Ressentiment im Aufbau der Moralen*, Frankfurt a.M. (Vittorio Klostermann) 1978. Mit Blick auf Scheler möchte ich allerdings darauf hinweisen, daß ich mit ihm zwar, was die Beschreibung des Phänomens Neid angeht, in vielen Punkten übereinstimme, daß mir aber dennoch seine katholische, aristokratische, kulturpessimistische und wertrealistische Grundhaltung mehr als fragwürdig erscheint.
- 4 Unter jenen, die dieser Ansicht sind, sticht Schoeck (1980) mit einer bemerkenswerten Gelassenheit hervor: Der Neid sei nun mal ein notwendiges Übel.
- 5 Vgl. Max Scheler (1979), S. 11.
- 6 John Stuart Mill, *Der Utilitarismus*, Stuttgart (Reclam) 1976, Kap. 5.
- 7 Friedrich Nietzsche, *Sämtliche Werke*, Bd. 4, München/Berlin/New York (dtv/de Gruyter) 1980, S. 122.
- 8 Dazu insgesamt: Verena Kast, *Neid und Eifersucht*, München (dtv) 1998, und Schoeck (1980), Kap. 6.
- 9 Der Penisneid folgt einem Phantasma der Allmacht, einem Omnipotenzwahn, der – ganz gleich, ob er der Frau vom Manne lediglich angedichtet wird oder ob er tatsächlich vorhanden ist – schrankenlose Freiheit suggeriert. Im übrigen verweist der pubertäre Vergleich des eigenen Gliedes mit dem eines anderen, daß natürlich auch der Mann nicht frei von Penisneid ist.
- 10 Diese Differenzierung weist eine deutliche Nähe zu der von Scheler (1978) getroffenen Unterscheidung zwischen „Ressentiment“ und „Strebertum“ auf. Stimme ich inhaltlich in vielem mit Scheler überein, ersetze ich aus zwei Gründen den zweiten Ausdruck durch den der „Rivalität“. Erstens scheint dieser mir den letztlich bestimmenden Wesenszug des gemeinten Neidtyps besser zu treffen. Zweitens hält Scheler seine Unterscheidung in den kulturpessimistischen Teilen des Buches nicht wirklich durch, so daß es zu Vermengungen der Phänomenbereiche und überdies zu einseitigen Denunziationen kommt. Auch in dieser Hinsicht scheint es mir also geboten, mich von Scheler abzusetzen (vgl. Anm. 3).
- 11 Zu den letzten beiden Abschnitten vgl. Scheler (1978), Kap 1.
- 12 Eine schonungslose Beichte akademischen Neids hat jüngst Jürgen Trabant abgelegt: „Ich neide, also bin ich“, in: *Die Zeit*, 51/2000.
- 13 Siehe dessen „Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen“, in: ders., *Frühe Schriften*, Leipzig (Reclam) 1970, S. 175.
- 14 So Max Scheler (1978), S. 14, über das Strebertum.
- 15 Der komplizierte Begriff der Gleichheit und sein Verhältnis zu dem der Gerechtigkeit können hier leider nicht diskutiert werden. Ich verweise auf: Robert E. Goodin, „Egalitarianism, Feticistic and Otherwise“, in: *Ethics* 98/1987; und Angelika Krebs (Hg.), *Gleichheit oder Gerechtigkeit*, Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 2000; sowie Bernd Ladwig, „Gerechtigkeit und Gleichheit“, in: *Prokla*, 4/2000.
- 16 Sigmund Freud, *Studienausgabe*, Bd. IX, S. 111-113.
- 17 Obgleich ich die „Internationale“ zitiere, habe ich hier ausdrücklich nicht die Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts vor Augen, deren Anhänger ja alles andere als passiv und ohnmächtig waren. Mir geht es bei der Verwendung dieser Symbolik eher um die selbsternannten *Anwälte* der zu kurz Gekommenen, wie sie bis heute vor allem in dogmatischen Intellektuellen-Zirkeln anzutreffen sind.
- 18 Vgl. Schoeck (1980), Kap. 16.
- 19 Siehe etwa Bernd Ziesemer, *Die Neidfalle. Wie Mißgunst unsere Wirtschaft lähmt*, Frankfurt a.M./New York (Campus) 1999.
- 20 So sieht es auch Schoeck (1980), S. 17.
- 21 Mündliche Auskunft eines diagnostizierten Depressiven.
- 22 Ich nenne nur zwei soziologische Studien, anhand derer sich diese psychoanalytisch motivierten Annahmen weiterverfolgen lassen: Christopher Lash, *Das Zeitalter des Narzißmus*, Hamburg (Hoffmann und Campe) 1995, und Alain Ehrenberg, *La Fatigue d'être soi. Société et dépression*, Paris (Odile Jacob) 1999.